Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Die Malereien im neuen Zürcher Universitätsgebäude
Autor: Vetter, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917258

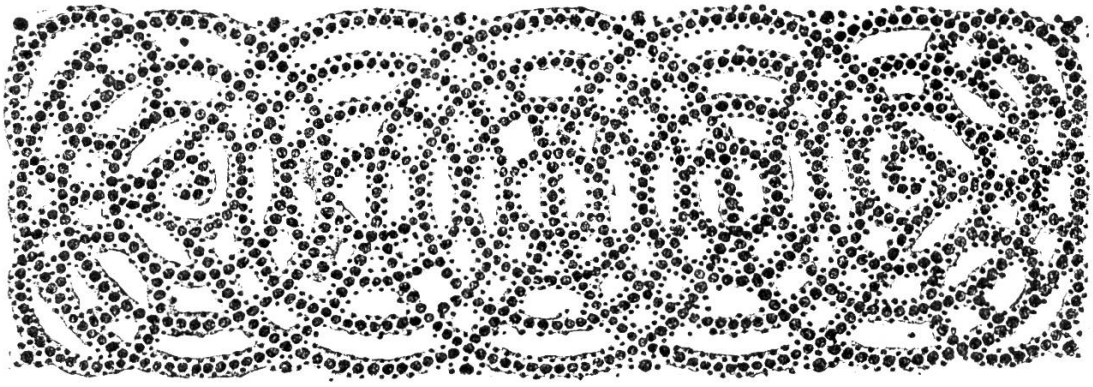
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



DIE MALEREIEN IM NEUEN ZÜRCHER UNIVERSITÄTSGEBÄUDE.

Stadt und Volk von Zürich haben vor kurzem neben die weit über Land und See hinschauende Eidgenössische technische Hochschule Gottfried Sempers den Neubau ihrer kantonalen Universität hingestellt, zu dem man auch in künstlerischer Hinsicht die Urheber und ihre Helfer aufrichtig beglückwünschen darf. Karl Moser hat den gefährlichen Wettbewerb mit dem klassisch-strengen Nachbargebäude klüglich vermieden, indem er im Gegensatz zu der griechisch-italienischen Symmetrie der Semperschen Front zwei ungleiche, wie zufällig zusammentretende moderne Fassaden, eine vorspringende und eine zurückweichende, schuf und durch den sie verbindenden mächtigen Turmbau der ruhig wirkenden Masse des Polytechnikums ein bewegteres Gegengewicht gab. Im Innern des eigentlichen Vorlesungsgebäudes überrascht der gewaltige Lichthof, der zugleich der Antikensammlung eine sehr würdige, gutbeleuchtete und dem Auge von überall her zugängliche Heimstätte bietet und auf allen Seiten, drei Stockwerke hoch, von lichten Wandelgängen umgeben ist, welche den Zugang zu den Sälen und Zimmern vermitteln. Dass es in Gängen und Gemächern an keiner der modernen Einrichtungen für Licht und Wärme, für Erfrischung und Reinlichkeit fehlt, versteht sich in dem Staatsbau der „regen Zürich“ und ihres rührigen und praktischen Volkes von selber und könnte sogar bei den Schwesteranstalten im Vaterlande, die mit solchen Bauten in bescheidenerer Weise vorangegangen sind, einen leisen Neid erregen.

Man hat nun mit Recht zu der bauenden auch die bildende und die malende Kunst herbeigerufen, die hohe Schule des Landes zu schmücken, der bildungbeflissenen Jugend Anregung und Ergetzung zu bieten und gleichzeitig die zahlreichen jungen Künstler der Heimat zu beschäftigen. Dabei ward, wie es heißt, dem verdienten Architekten von dem Leiter des Unterrichtswesens in der Zuteilung und Ausführung der einzelnen Arbeiten völlig freie Hand gelassen. Die zahlreichen meist in Kunststein ausgeführten Bildnerarbeiten des Äußern und des Innern — von den beiden riesigen Gestalten des Mannes und des Weibes am Eingang des Biologischen Instituts bis zu den Figuren und Figürchen an den rauschenden Brunnen, die bis in die obersten Räume hinaufgehen — sind zumeist tüchtige, ernste Leistungen gereifter Kunst, die etwas Eigenes zu sagen haben und auch uns etwas sagen. Auch das von den Professorenfrauen gestiftete Brunnenmosaik, auf dem sich bei längerem Hinsehen von einem etwas aufdringlichen Goldgrund zwei schwarze Frauen loslösen, die den Baum der Wissenschaft begießen, erfreut wenigstens durch den hübschen, dem Ort und Zweck angepassten Gedanken.

Die eigentlichen Malereien aber haben uns fast durchweg einen Eindruck gemacht, von dem wir nicht schweigen können, weil uns da das Massenbeispiel einer für die Zeit bezeichnenden Verirrung der Kunst vorzuliegen scheint, das wir besonders um des Ortes willen, an dem es auf die bildsame Jugend des Landes wirken soll, nicht leicht nehmen können, wenn es uns auch nur als Schweizer angeht und wir weder als akademischer noch als politischer Bürger von Zürich das Recht einer Besprechung haben.

Wir haben bisher noch keine eingehende Kritik über die Gemälde der Herren Baumberger, Bodmer, Huber, Pfister und wie sie sonst noch heißen, gelesen und nur sagen hören, dass von den Studierenden in einem der Wandelgänge mit Stöcken und Regenschirmen eine handgreifliche Würdigung ihrer Arbeiten geübt worden sei, die zur Entfernung der verwegensten unter diesen Malereien geführt habe. In der Tat sieht man jetzt dort, wo im vorigen Jahr ein wirres Chaos von verzeichneten Pferdekruppen und von weiblichen Gestalten in Form von zweischwänzigen Rüben die Wände füllte, die Mauern mit rotem Stoff bespannt, von dem sich die teilweise monumental aufgebauten kunststeinernen Türgerichte nun

weit wirksamer als von dem damaligen Farbengemüse abheben. Und jene Malereien sollen bereits die zweite verbesserte Auflage eines ersten „Schmuckes“ dieser Art gewesen sein! Aber des Seltsamen, gewaltsam Unschönen ist in Gängen und Zimmern heute noch genug. In einem offenen Vorraum, zu dem sich ein Gang des Mittelgeschosses erweitert, im schönsten von Süden einfallenden Licht, sieht man an der Wand in einer grünen Landschaft eine Anzahl nackter Jünglinge stehen und sitzen, die einem in ihrer Mitte zuzuhören scheinen: ein „Gymnasium“ im wörtlichen griechischen Sinne, aber jedenfalls ein modernes Gymnasium ohne Griechisch, mindestens ohne griechische Schönheit! Diese Figuren sind von einer so abschreckenden Hässlichkeit, insbesondere von einer solchen Magerkeit und Muskellosigkeit, dass eine spätere Zeit, wenn sie daraus auf die körperliche Beschaffenheit unserer heutigen Jugend schließen wollte, diese für ein Geschlecht von lauter Auszehrenden halten müsste. Dazu kommt eine willkürliche, von der Natur eigensinnig abgewandte Zeichnung und Färbung: dicke schwarze Umrisslinien des licht- und schattenlosen, ziegelroten Menschenkörpers, den wir sonst in der Wirklichkeit mit unsern Augen sanft gerundet und seitlich erhellt in die umgebende Luft übergehen sehen; Arme und Beine überschlank und falsch in ihren Gelenken sitzend, wie etwa an verrenkten Gliederpuppen — und diese unerfreuliche Gesellschaft soll nun in Zukunft während der Unterrichtspausen die Augenweide der jungen studierenden Männer und Frauen bilden! Zur Erheiterung nach trockenen Vorlesungen mag sie ihnen dienen; aber das war doch kaum die Absicht des Malers und der Besteller.

„Der griechische Künstler bildete nichts als das Schöne“, meinte einst der gute Lessing, da er die klassischen Werke als Vorbilder pries; von den heutigen Schweizer Künstlern müsste er wohl das Gegenteil melden. Und was er von dem Einfluss schöner Bildwerke auf die werdenden Mütter und das künftige Geschlecht sagt, müsste für den Nachwuchs der Beschauerinnen dieser Bilder das Schlimmste erwarten lassen.

In den Zimmern, besonders der verschiedenen Seminarien, feiert die neue Kunst noch größere Triumphe. Im Kunsthistorischen Seminar sieht man — wie es scheint, als Darstellung der drei schönen Künste — die ausgewählteste Sammlung von Hässlichkeiten

beiderlei Geschlechts beieinander: die Weiber besonders mit gesuchter Vermeidung alles dessen was gefällt und erfreulich ist — flachbrüstig und fleischlos, mit geradlinigen, ewig unfruchtbaren Hüften; die Männer mit geflissentlicher Schaustellung der hässlichsten Teile, aber ohne Muskeln, ohne Knochen, gleich als gölte es, die beiden Geschlechter recht voneinander abzuschrecken. Von Seelen in diesen unmöglichen Leibern, von Augen in denen sich uns die Seele spiegelt, von Händen etwa auch, in denen sie ihre Bewegungen ausspräche — keine Spur oder höchstens eine unbeholfene Andeutung. Das sind nun unsere modernen Künstler, die Raffael einen Schönheitskomödianten nennen dürfen, wie leider Nietzsche einmal im Unmut Schiller als den Moraltrompeter von Säckingen zu bezeichnen wagte: sie mögen sich hüten, dass man sie nicht einst als Hässlichkeitsclowns, als Perversitätssackpfeifer von Hameln belache! Anders als mit dem fremden Wort pervers vermag ich ihre Geistesrichtung mir nicht zu erklären.

Im Deutschen Seminar wälzen sich, die Füße gegeneinander gestemmt, zwei auf rotem Grunde lungernde knallblau gewandete Weiber, hilflos einarmig, zwischen fliegenden Möwen und sich kratzenden Hunden herum; sie hielten, sagte man uns, ursprünglich den einen Arm vor sich auf dem Schoß, was an Bauchweh gemahnte, worauf der Künstler flugs jenen Arm amputierte. Eine andere Wand desselben Raumes zeigt ein vor Magerkeit schlotterndes, nacktes männliches Scheusal zwischen zwei rücklings auf dem Boden liegenden Männern in roten Fräcken und Hosen, mit unendlichen Beinen und gänzlich verkümmerten Füßchen. Darunter steht in schönen Glasschränken die wertvolle Bibliothek, die aus dem Nachlass Jakob Bächtolds für das Deutsche Seminar erworben worden ist. Die Kraftworte möcht' ich hören, die der ehemalige Eigner dieser Bücher, oder die der frühere Leiter des anstoßenden Kunstgeschichtlichen Seminars, Rudolf Rahn, für die heutige künstlerische Ausstattung der Pflegestätten der deutschen und der Kunstwissenschaft — oder vielmehr für die Entwürfe dazu, denn weiter wäre es unter ihnen nicht gekommen — in Bereitschaft gehabt hätten!

Wird man diese Malereien auch in Nachbildungen vervielfältigen und verbreiten, wie man es doch von einem ernsthaften und wertvollen Innenschmuck der Räume eines Staatsgebäudes erwarten dürfte? Ich glaube, man wird sich davor hüten.

Im Historischen Seminar steigen über dem Getäfel an drei Wänden in dreifacher Wiederholung je zwei mächtige geflügelte Fabelungetüme mit kreisrunden gelben Tupfen auf dem weißen Fell gegen eine mit Glotzaugen und verschränkten Armen blödsinnig dasitzende Mittelfigur an: riesige Vergrößerungen einer kleinen irischen Miniatur, wie man uns sagte; was sie mit der Bestimmung des Raumes zu tun haben, ist uns nicht klar geworden. Das Romanische Seminar war anfangs sehr anspruchslos, fast kindlich, mit bloßer Flächenbemalung belebt: an der Decke blaugelbe Kassetten, an den drei blinden Wänden je ein senkrechter blauer Streif; während der Ferien des Seminarleiters, und in Widerspruch mit einer ausdrücklichen Abmachung, wurden diese Streifen mit drei schemenhaften menschlichen Figuren ausgefüllt, die, in Säcken von Segeltuch steckend, sich mit magern Armen und Steckenbeinen daraus zu befreien suchen. Als der zurückkehrende Professor diese zweifelhaften Allegorien wissenschaftlicher Arbeit oder was sie sonst sein sollten, sich nicht wollte gefallen lassen, drohte der Künstler, an dem Tage da sie entfernt würden, sich zu erschießen, sodass sie bis heute geblieben und die künftigen Werke ihres Meisters für die Nachwelt gerettet sind. Der Vorsteher des Englischen Seminars hat bei sich die Beseitigung ähnlichen Schmuckes riskiert und sein Vorgehen im Großen Rat unter allgemeinem Beifall gerechtfertigt.

Auch die noch im Entstehen begriffenen Malereien des Senatssaals und eventuell des Dozentenzimmers kamen unserm zurückgebliebenen, leider meist nur an den großen Künstlern und Schönheitskomödianten der Vorzeit geschulten Geschmack fast durchweg als Anzeichen eines allgemeinen Tiefstandes der gegenwärtigen Kunst vor. Zwei große Gemälde auf Leinwand in jenem Saale, die zu einem Zyklus der vier alten Fakultäten zu gehören scheinen, dünkten mich gut komponiert, aber in der äußerst verwischten Ausführung — obwohl mir das Gegenteil versichert ward — völlig unfertig, lediglich untermalt, und in diesem Zustande wertloser als das schöne gemaserte Eschenholz, über das sie hingespannt sind. In dem andern Gemach ist der breite Mauerstreif über dem Getäfel zum Glück erst mit Papier in nüchternster lotrechter und diagonaler Einteilung überklebt, woran in den Ecken und über der Tür die Vorschmäcke künftiger Kunstgenüsse aufgehängt sind. Dort

in blauen Rundfeldchen unmögliche, geradlinig senkrecht schwebende menschliche Figürchen, an deren magern Leibchen sich magere Stämmlein und Zweiglein emporranken, — hier ein blaues schwindsüchtiges Mädchen hinter einem magern saubern Tischlein sitzend und mit den aufgestützten magern Händchen zwei magere Blümelein sich gerade vor das Gesicht haltend, — daneben auf die Flächen verstreut da und dort ein schülerhaft gezeichnetes Baumblättchen oder Fruchtschälchen ... heiliger Albrecht Dürer! der du dich vor vierhundert Jahren so redlich bemüht hast um die edle deutsche Kunst des Zeichnens nach der Natur und um die Kenntnis der „menschlichen Proportion" und dein ganzes Leben lang weder von deiner Vaterstadt noch von deinem Kaiser einen Auftrag erhalten konntest wie hier diese jungen Schweizer Künstler! Für sie hast du vergeblich gelebt und deine Warnung erhoben: „Geh nicht ab von der Natur in deinem Gutdünken, dass du wolltest meinen, das Bessere aus dir selbst zu finden, denn du würdest verführt."

Der große Verführer unsrer Verführten aber soll hier erst noch zum Worte kommen: die gewaltige weiße Fläche, auf die in der einfach vornehmen Aula der graue Marmor der Wände bereits als wirkungsvoller Rahmen gestimmt erscheint, wird ein Riesengemälde Ferdinand Hodlers erhalten. Die rücksichtslose Kunst seiner großzügigen Charakteristik wird sich darin zweifellos ebenso wirksam bewähren, als seine Gleichgiltigkeit gegen die Natur wiederum einen ganzen Kometenschweif von Nachahmern hinter sich herziehen wird, die niemals — was er selbst früher doch konnte! — zeichnen gelernt oder dann ob dem Kennzeichnen das Zeichnen verlernt haben. Und die werden uns weiter in unsern Museen und Staatsgebäuden, neben den Praxiteles und Holbeins, den Kollers und Böcklins, im Zeitalter der Farbenphotographie und der Röntgenstrahlen menschliche und tierische Gestalten zu bieten wagen, ob denen die mit Feuerstein und Hirschhorn zeichnenden Höhlenmenschen vom Kesslerloch und vom Schweizersbild sich in ihren Gräbern umdrehen würden, wenn sie das angesichts unserer heutigen Menschen- und Kulturvernichtungsmaschinen nicht längst verlernt hätten.

Und darin sehen wir eine ernstliche Gefahr für unsre Jugend und unser Volk, eine künstlerische, ja auch eine soziale, eine po-

litische Gefahr: die Gefahr der Entfremdung zwischen der Kunst und Wissenschaft unsrer hohen Lehranstalten und dem Volke, das diese Anstalten geschaffen und bisher unterhalten hat. Will man das arbeitsame und nüchterne, aber für große und schöne Dinge stets opferbereite Zürcher Volk durch solche gewagte Versuche mit der neuesten Kunst von seiner obersten Bildungsanstalt und deren lehrenden und lernenden Gliedern gewaltsam zurückschrecken, oder hofft man es mit dieser aus seinem Gelde bezahlten Ausstattung seiner Universität für diese neue Kunst zu gewinnen? Wir haben dieses Volk einst wohl gekannt bei seiner strengen Arbeit für Korn und für Wein, für Heu und für Holz zur Sommers- und zur Winterszeit, für Tisch und für Kleiderschrank das lange Jahr durch; wir sehen es heute mit gleichem Ernst und Fleiß sich mühen die Woche entlang am sausenden Webstuhl und in der dröhnenden Werkstatt, sehen es am Feiertag oder vaterländischen Erinnerungsfest einfacher Geselligkeit und bescheidener Kunstübung, frohen Wanderns und edlen Waffenspiels im schönen Heimatland und für die liebe Heimat sich erfreuen. Was soll dieses Volk mit der neuen Kunst anfangen, die bereits in unsern Kunsttempeln herrscht und die ihm nun auch an der höchsten Bildungsstätte seiner Jugend als die allein wahre und berechtigte geboten wird, — einer Kunst, die allem Heimatlichen, allem Vaterländischen sorgfältig aus dem Wege geht, alles dem Volke Verständliche, alles bisher für schön Gehaltene geflissentlich meidet und die dieses unser Volk doch aus seinen bescheidenen Mitteln nach seinen Begriffen hoch, bei den vielfachen Änderungen und Neubearbeitungen vielleicht doppelt und dreifach, bezahlen muss?

Sind wir einseitig und beschränkt, zurückgeblieben und altmodisch, wenn wir diese wurzel- und heimatlose Kunst, diese Kunst des bloßen Ausdrucks, der leeren Farben- und Linienwirkungen, des eigensinnigen Verzichtes auf Naturwahrheit und Verständlichkeit, nicht verstehen und für unsre öffentlichen Gebäude ablehnen? wenn wir hoffen, dass das furchtbare, aber auch reinigende Kriegsgewitter diese Kunst mit manchem ihr Verwandten, wie dem Wagnerschen Musikdrama und seiner Nachkommenschaft, als böse Dünste einer im Überfluss versumpften Gegenwart hinwegfegen werde?

Sei's drum: wir wollen gern, als böotische Verkenner neuer Limmatathenischer Kunst, durch Widerspruch, der ja bekanntlich ein tüchtiges ehrliches Streben nicht aufhält, sondern anspornt, die Pflege dieser Kunst gefördert haben, wenn etwas Gutes und Lebensfähiges an ihr ist. Das wird auch wohl der Fall sein, und wir sehen es vielleicht nur nicht ob all dem Verkehrten und Hässlichen, was jetzt noch damit verbunden ist und was wohl auch andere mit uns so empfinden, ohne dass sie es sagen.

Aber als wir, wieder vor der stolzen Burg der Wissenschaft stehend, die das Volk von Zürich sich zum Ehrenmal aufgebaut, über den See her im klaren Wintertag die schimmernden Schneeberge schauten; als wir heruntersteigend kräftige feldgraue Jünglinge den Bahnhof bewachen, einkehrend glänzende Mädchenaugen in der goldnen Abendsonne aufleuchten sahen: da hielten wir es doch wieder mit den Priestern und Kündern der Schönheit, die seit Jahrtausenden diese ihre hohe Göttin in der Natur und im Menschen gesucht und gefunden haben und sie zu schauen, wiederzuschaffen und zu preisen nicht müde geworden sind, hielten es wieder mit Heimat, Vaterland, Jugend, Schönheit, Schönheit! und mit allem was der gealterten Welt heute abgebraucht und altmodisch erscheint:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!"

BERN, zu Neujahr 1916 F. VETTER

□□□

WINTERAUSGANG

Von FRIEDRICH W. WAGNER

Regen und Winde sind verhallt,
Die uns quälten in lautem Vereine.
Tage werden, klar und kalt,
Kostbar wie geschliffene Steine.

Alle Dinge, selig frei,
Glänzen, tanzen wieder im Lichte.
Taten töten das Einerlei
Unserer blassen Traumgesichte.

□□□